



Im Verlage des „F. Z. A. S.“ sind erschienen:

Aufklärungschriften

Nr. 1. Aufklärung und Freimaurerei. Von Prof. O. Kasdorf

(Aufage 2. Zk. vergriffen.)

Nr. 2. Ich will ihm eine Gefährtin machen, die um ihn sei.
Von Herm. Müller.

Nr. 3. Über Entstehung und Entwicklung von Religion und
Sittlichkeit. Von Dr. Herm. Ohr.

Nr. 4. Augenli, die verantwortliche Wohlzeugung des
Menschen. Von Dr. Georg Manes.

Nr. 5. Bedeutung und Aufgaben des Freimaurerbundes zur
aufgehenden Sonne, Von Gustav Höft.

Preis 20 Pfg. für Einzelhefte, bei Bezug von mindestens 10 Stück pro Nr. 10 Pfg.

Nr. 6. Wesen und Ziele der Freimaurerei. Von Br Karl
Hesse-Charlottenburg in 2. Auflage bearbeitet von
Br Dr. Kurt Floerke-Stuttgart.

Preis 10 Pfg. für das einzelne Exemplar, bei Bezug von mindestens 50 Stück 6 Pfg.

Nr. 7. „Sie wollen Freimaurer werden?“ Ein Gespräch
über Freimaurerei, ihr Wesen im allgemeinen und
das des F. Z. A. S. insbesondere. Von Br Paul Otto
Ruppert, Leipzig.

Preis 50 Pfg. für das einzelne Stück, bei Bezug von 20 Stück an 30 Pfg., Porto besonderr.

Liederbuch des „F. Z. A. S.“ in schöner Ausstattung mit
Text und Noten. Preis M. 1.—.

Sonnenstrahlen, Zeitschrift des „F. Z. A. S.“, Jahrgang
3—11. Preis M. 4.—.

Vertrauliche Mitteilungen des „F. Z. A. S.“ (Nur für Logen).
Preis M. 3.50.

Preise verstehen sich ab Blankenburg (Thüringerwald).

Zu beziehen durch:

Br Gustav H. L. Sorge in Bad Blankenburg
(Thüringerwald)
Postcheckkonto Nürnberg Nr. 1177.



Verlag: „Freimaurerbund Zur aufgehenden Sonne“, Stb Jlinberg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Carl
Floerke, Stuttgart, Obere Bismarckstrasse 217. — Druck von Web & Dierksen, Dessau, Bergstr. 40.

Sonnen-Strahlen

13. Jahrgang Nr. 11.

1. Mai 1920.

Zeitschrift
der unabhängigen Großloge
des Freimaurerbundes
„Zur Aufgehenden Sonne“

Preis einschließlich Zustellung Mh. 2.— vierteljährlich.
Bestellungen nimmt entgegen G.-Sekt. Gustav B. h. Sorge,
Bad Blankenburg (Thüringerwald).



INHALT.

	Seite
Menschen und Blumen. Von Br. Eduard Schneider, Or. Köln	241
Randbemerkungen zu einer Kultur der Gesellschaft.	
Von Br. Ernst Iros-München	244
Erziehung zum Gemeinsinn. Von Br. Georg Hoffmann-Dresden	250
Milderung der Klassengegensätze.	
Von Br. Mittermayr, Or. Dresden	256
Die Loge und die Frauen. Von Br. Dr. Berg, Or. Hannover .	262



Der Grundgedanke der Freimaurerei

war, die Menschheit aus den engen Fesseln der Konfessionen und der dogmatischen Weltanschauungen herauszuheben und sie auf den Boden des reinen Menschentums zu stellen. Der Freimaurerbund Zur Aufgehenden Sonne (F. Z. A. S.) e. V. in Nürnberg hat diesen Grundgedanken in ursprünglicher Reinheit und zeitgemäßer Form wieder belebt, um alle geistig hochstehenden, frei und ideal gesinnten Männer, welche der Freimaurerei in den letzten Jahrzehnten ablehnend oder indifferent gegenüberstanden, wieder zu sammeln und zu einem mächtigen Bund der freigeistigen Elite unserer Zeit unter Flußschuß rein politischer Bestrebungen zu vereinigen.

Dadurch soll der F. Z. A. S. auch zu einer Schule werden für alle die vielen nach geistiger Klarheit ringenden Ethiker und Gottesdiener des ganzen Welt. Um dieses Ziel ungehindert erreichen zu können, hat sich der Bund als selbständige und unabhängige Großloge konstituiert und ist dem Deutschen Großlogenbund nicht unterstellt und nicht angegliedert.

Jede gewöhnliche Fluskunst erteilt die Schriftleitung der „Sonnenstrahlen“.

Sonnenstrahlen

Zeitschrift des „F. Z. A. S.“

13. Jahrgang. O Nürnberg, Mai 1920. O Nummer 11.

Menschen und Blumen.

Nach einem Vortrag, gehalten von Br. Eduard Schneider in der Loge „Pforte zum Licht“, Köln a. Rh.

M. Br! Wenn wir das Steinmeer der Großstadt verlassen und sich vor unsern Füßen ausbreitet ein blühendes Feld, eine blumige Wiese, dann umfängt uns ein Wohlgefühl, ein Glücksempfinden, wie es eben nur die Natur in ihrer Erhabenheit und Schönheit geben kann. Alle die tausenden Blumen und Gräser, die ohne Saat und Pflege in jedem Jahre neu geboren werden; sie beglücken uns als liebe alte Freunde, sie wecken in uns Erinnerungen wach, die weit, weit zurückgehen bis in die dunkelsten Tage unserer frühesten Kindheit.

Was mag es wohl sein, das uns die Blumen so lieb gewinnen läßt, sie, die uns keinen materiellen Nutzen bringen und keinen andern Dienst tun, als unser Auge und unser Gemüt zu erfreuen? Vielleicht empfinden wir, daß die Blumen das Spiegelbild unsers eigenen Lebens sind. Sie werden geboren, wachsen und müssen Nahrung nehmen wie wir; sie streben dem Licht und der Sonne zu wie wir; sie blühen, verwelken und sterben wie wir Menschen. Sie sind ein Stück Leben wie wir alle: vergänglich und doch unsterblich. Und so verschieden die Menschen, so verschieden die Blumen. Es gibt unter ihnen vornehme und gewöhnliche, demütige und anmaßliche, lustig dreinblickende und trauernde. Ist erinnere nur an die königliche Rose, das bescheidene Veilchen, das liebliche Margeriden, die wohlgenährte Stumpfdotter, den aufdringlichen Klatschmoß, die starknuckige Sonnenblume. Sie fordern geradezu heraus zum Vergleiche mit menschlichen Eigenschaften, und mehrwichtig ist, wie auch die Menschen unwillkürlich die Blumen als ihre Freunde wählen, die ihrer Wesensart am ehesten entsprechen.

Ob die Blumen eine Seele haben? Die Wissenschaft ist sich darüber wohl noch nicht einig. Wenn der Mensch eine Seele hat, wenn bei den Tieren eine Seele als unbestritten gilt, warum sollte die Blume nicht so etwas besitzen, nur weil sie der willkürlichen

Bewegung ermanget? Auf jeden Fall besteht ein eigentümlich inniges Verhältnis zwischen den Blumen und den Menschen, das durch die Freude an Form und Farbe und an ihrem Duft nicht genügend begründet werden kann.

Die Natur ist des Menschen Heimat. Wir gehören zu ihr, und sie zu uns. Da wir in der Großstadt diese unsere Urstätte entbehren müssen, so wollen wir wenigstens ein Stück davon um uns haben. Wir begreifen die Blumen und Pflanzen in der Stadt als die Sendboten aus dem wunderbaren Reiche der Natur, aus dem wir hervorgegangen sind.

In den Mauern der Großstadt sind die Blumen auf unsere Pflege angewiesen. Sie sind nicht zudringlich wie Menschen und Tiere, die schreien, wenn sie Hunger haben. Still und geduldig warten sie der pflegenden Menschenhand, als wenn sie sagen wollten: „Wenn du mich nicht pflegst, dann sterbe ich.“ Versorgen wir sie aber gut, dann danken sie uns durch ihre Schönheit und ihren Duft.

Eigentlich sollten uns die Tiere als unsere näheren Verwandten näher stehen als Blumen und Pflanzen. Aber sie stehen uns zu nahe, um uns als Sinnbild zu dienen. Sie haben schon zu viel menschliche Eigenschaften in unvollkommenem, uns fälschlich erscheinender Form. Wir bezeichnen einen rohen Menschen als tierisch. Den Vergleich mit unsern entfernteren Verwandten, den Blumen, lassen wir uns dagegen gerne gefallen.

Die Blume ist der Liebling aller feühlenden Menschen. Und die Kinder erst, die doch sonst nur für die realen Genüsse Verständnis haben, weiß ein zärtliches Verhältnis verbindet sie mit den Blumen! Sie rauben sie, wenn sie sie nicht anders erhalten können. Und wenn wir mit einem Blumenstrauß über die Straße geben, dann kommen die Kleinen mehr oder weniger schüchtern heran: „Onkel genir'n Blom!“ Und freudig ziehen sie mit der bescheidenen Spende von dannen. Sie waren immer gute Freunde, die Kinder und die Blumen, und der Dichter sagt von beiden: „Am schönsten sind immer noch Blume und Kind, weil sie nicht wissen, wie schön sie sind.“

Es ist eine eigene Sache, die Liebe des Menschen zu den Blumen. Von Geistes- und Geschmacksbildung scheint sie nicht abhängig zu sein. Sie ist mehr Sache des Gemüts. Die Bauernfrau, die alle Hände voll zu tun hat, um ihren Haushalt zu versorgen, sie findet noch Zeit genug, ihr Blumenbeet und ihr Gärtchen in Ordnung zu halten. Und an den Fensterchen der Mansarde und an den Kellerlöchern der Arbeiterwohnungen der Großstadt finden wir nicht selten sauber gepflegte Blumen in Töpfen, die die Ar-

beiterfrauen neben ihrem schwer beladenen Marktkorb mit nach Hause gebracht haben, um ihrem bescheidenen Heim mit dem frischen Grün und den frohen Farben einen Lichtblick von Schönheit und Freundlichkeit zu geben.

Künstliche Blumen können den natürlichen täuschend ähnlich sein; sie bedürfen keiner Pflege, brauchen kein Wasser und keinen Sonnenschein und gehen nicht ein. Aber sie rühren uns das Herz nicht. Sie sind ohne Leben, wachsen nicht und entwickeln sich nicht. Sie gemahnen an ausgestopfte Tiere oder an Wadspuppen im Panoptikum.

Wo lebende Blumen geliebt und gepflegt werden, da ist gut sein, haben der Tage Last und Sorgen die Freude am Schönen und Natürlichen noch nicht zu ersticken vermocht. Die Liebe zur Natur ist eine rechte Eigenart des deutschen Volkes. Der französische Schriftsteller Huret sagt: „Der Deutsche liebt die Natur um ihrer selbst willen, der Franzose liebt sie aber als Mittel zur Dekoration.“ Und dieses innige Verhältnis zur Natur, das der Deutsche bei aller Geistesentwicklung und den Fortschritten der Industrie beibehalten hat, das gibt uns die Gewißheit, daß die deutsche Art bei allen Veränderungen immer wieder den rechten Weg zurückfinden wird.

Der Umgang mit Pflanzen und Blumen und das nähere Eingehen auf ihr Wesen und Werden wird immer einen veredelnden Einfluß auf den Menschen ausüben. Sie verfeinern den Geschmack, regen zu Vergleichen an mit ihren schönen Farben und Formen und führen uns mit ihrem fortschreitenden Wachsen täglich das wunderbare Walten der Natur vor Augen. Und gleich wie ein gutes Kunstwerk uns zum Harmonischen, Vollkommenen und Schönen anregt und erbaut, so üben auch die lebenden Kunstwerke der Natur eine Wechselwirkung auf Geist und Gemüt aus. Wir sollten daher bei all den harten Lebensnotwendigkeiten der nächsten Zeit die Blumen nicht beiseite lassen, sollten sie weiter unsere Freunde und Tröster sein lassen und sie noch mehr als bisher zur Verschönerung des Alltags und der Feiertage heranziehen. Weniger Tabak und Alkohohl, dafür mehr Blumen überall, in Schulen und Erziehungsanstalten, in Fabriken und Werkstätten, an Fenstern und Balkonen. Überall bringt Blumenschmuck einen Lichtstrahl in die Gleichmäßigkeit des grauen Alltags.

Auf für den wissenschaftlich denkenden Menschen bietet das ständige Beobachten des Wachstums von Blumen und Gräsern Gelegenheit zu tieferen Betrachtungen. Ob wir das feine Gekrümmte eines Blattes gegen das Lichtsehein sehen, ob wir den mikroskopisch vergrößerten Querschnitt eines Stengels studieren, oder uns mit der Nahrungsaufnahme, dem Säftekreislauf der Blumen und

Pflanzen beschäftigen: immer werden wir zu tieferen Sinnen Forderung finden, werden in die geheimnisvolle Werkstatt der Natur eindringen, werden unsern Blick weiten und versuchen, uns selbst und unser Leben mit diesen ewigen Gesetzen, die so wunderbar mannigfaltig und doch im Grunde die gleichen sind, in Einklang zu bringen. Wir werden dann mehr von der Überzeugung durchdrungen werden, daß die Naturwissenschaft, das ernsthafte Eindringen und Bistausen der wunderbaren Vorgänge in der Natur, der einzige Wegweiser ist, der uns Antwort geben kann auf die Fragen: „Woher kommen wir?“, „Wohin geht der Weg?“ Nach den Gesetzen von Ursache und Wirkung wird man in einer weiteren Zukunft bei allen religiösen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Neugestaltungen die unumstößlichen Gesetze der Natur als Grundlage und als Richtschnur nehmen müssen.

Über auch zu künstlerischen und sozialen Betrachtungen gibt uns die Blume Anregung. Wir wissen, daß sich in langsamer Entwicklung Zelle an Zelle fügt, um einen Stengel, ein Blatt zu bilden. Tausende und Abertausende Teile sind in Bewegung, fügen sich in Liebe aneinander nach einer ganz bestimmten Ordnung, um endlich die Pflanze, die Blume, den Baum in der Vollkommenheit zu bilden, wie wir sie vor uns sehen. Denken wir uns eine in der Knospe sich erschließende oder voll erblühte Rose: Welch ein Kunstwerk an Schönheit und Vollkommenheit!

Hier können wir lernen: Nichts Vollkommenes ohne allmähliche fortgesetzte Entwicklung; nichts Großes und Schönes ohne Aufbau aus dem Kleinen ins Große; kein Organismus ohne Eingliedern des Einzelnen unter die Idee des großen Ganzen.



Randbemerkungen zu einer Kultur der Gesellschaft.

Von Dr Ernst Iros-München.

Strich unter die Vergangenheit — ein grauvoller Traum ist sie uns geworden, beraus in ihren Zielen, grausam in ihren Mitteln, unerträglich in ihren Taten. Ihre Schöpfungen waren leblose Gebilde, ihre Unterlassungen Frevel, die uns in den Rang von Nomaden herabdrückten. Menschentum war zu Form geworden, Form zu Gottheit, Gottheit zum Gegenstand mißbrauchender Willkür. Zu verwesenden Haufen geschichtet und trunkenen Götzenopfern geopfert waren ewige Werte von Wahrheit, Güte, Schönheit. Wir saßen

in erstikend überirdischen Räumen, sorgsam abgedichtet gegen die belobende Sonne, unser Licht war künstlich und farblos, war greller als die Sonne und bildete Schatten, die gefäßig waren als die Nacht. Sie fraßen nicht nur, sie töteten, ehe sie fraßen. Bis die Schatten alles künstliche Licht verdrängt, alles Schleinende getötet hatten, und endlich, endlich die Sonne herein konnte.

Unser Menschentum bildete einen Götterader. Jedes der Grabmale erzählte von dem erschütternden Zusammenbruch immer neuer Menschwerdung. Überig geblieben aber ist eine verschwendetisch reiche Hülle, ein kosmischer Stoff, der nach neuem Inhalt begehrt, der einen einzigen Schrei nach Erfüllung bedeutet, saumendurstig und entverbeißend.

Im allen Ecken und Wenden unserer Menschbeziehungen, der Straßen, die wir gegangen sind, mahnen uns Abgründe und Hindernisse an unsern Zusammenbruch. Und zugleich regt sich in uns jene verbeißungsvoll belobende Kraft, die die Abgründe aufzufüllen und die Hindernisse wegzuräumen stürmisch begehrt. Das Sonnenlicht, so lange ausgesperrt aus unsern Räumen, umflutet uns in berausender Fülle und durchdringt uns mit unwiderstehlicher Gewalt.

Wir haben die Wahrheit gelästert, indem wir den Sinn unseres Lebens umzustellen versuchten und beispielsweise die Arbeit als ein lästiges Übel verabschiedeten. Wir sahen in ihr ein Mittel zum Zweck. Wir sahen in allem nur Mittel zu Zwecken. Wir waren gar nicht im Stande, Ziele und Zwecke zu ändern, weil Begierde uns zu Genuß, Genuß uns zu Begierde trieb. Dabei aber haben wir alles verloren: unsere Seele, unsere geistige Erkenntnisraft, unsern Willen zur Wahrheit; und wurden so zu unwahrhaftigen, auf die Außenlichkeit der Sinne dressierten Selbstwilligen, die alles, was ihren Weg kreuzte — in erster Linie die „Gesellschaft“ — für ihre Eignung mißbrauchten.

Wir haben die Güte in uns getötet und die der Fndern mißachtet. Wir nahmen, was uns geßel, und frugen nicht nach seinem Wert für den Fndern. Und er gab uns auch alles, was er besaß — — — — — umso schlimmer für ihn, denn da haben wir ihn weg geworfen. Für die „Gesellschaft“ hörte der die Ereignisse seiner Arbeit Hingebende auf, als Einzelmannsch zu bestehen. Was sollte auch die Gesellschaft mit Menschen, die uns nichts mehr geben konnten, als was sie zu geben mit Blut besiegelt hatten! Dar nach schäfteten wir also die ein, die nach Geburt und Gottes Willen uns zu dienen — in irgend einer Weise zu dienen verpflichtet waren: Nummern, Gestalten, unsern Leben wesensfremde Geschöpfe, uns

ferner stehend als Unereagleichen aus fremden Rassen, für die Einen Ware, für die Andern Maschinen, für uns alle Außerlichkeiten unseres Lebens, nicht „unereagleichen“. Man wußte nicht mehr von ihnen, als was mit Flügen sah, mit Ohren hörte — Formen und Laute. Man wußte nichts von der Güte in ihnen, man hielt alles, ihre Arbeit, ihre Stille, ihre Bescheldung für „Weltordnung“, in der es Herrscher und Beherrschte, Menschen und Schatten, einen Ich-willen und einen Leidensangehorsam, „meinesgleichen“ und einen ununterscheidbaren Klumpen „Volk“ gab. Nicht etwa die Arbeiter allein sind damit gemeint. Jeder ist damit gemeint, der nicht in die Kategorie „Seinesgleichen“ fiel. Je weiter es hinauf ging, desto größer und verworrener ward der Klumpen. Desto dünner die Luft, desto greller das bunte Licht, desto gefälliger und desto grausamer die Schatten. Davon, daß in jedem Klumpen Herzen schlugen und Seelen lebten, daß Gedanken wie Funken von geschlagenem Stahl nach allen Seiten sprangen und zündeten und das Innerste zu lichterlohen Haßfeuern entfachten, auch dort alles Menschlichlebendige vernichtend und nur die leeren Formen übriglassend, davon abnte man in der „Gesellschaft“ nichts, bis diese selbst von den eigenen Schatten verschlungen und der Haß über sie hinweggerast war. Nun kann auch dort die Sonne hinein, kann die Menschen einander sehend machen, kann die Wahrheit und Güte reifen und als neue Früchte in ihren Lichtkreis treten lassen.

Wir haben die Schönheit gedemütigt und in den Kot gezogen, zerflüßt und mit Füßen zertreten. Das kinetische Licht blendete und blindete uns und hat neue Formen geschaffen, die durch die Schatten bedingt waren. Was wirklich schön war, hielten wir für nicht ernst zu nehmende Laune der Natur, sobald sie unserm Ich-begehren im Wege stand, keine Daseinsberechtigung hatte. Für die Erkenntnis geistvermittelter Wahrheit waren wir abgestorben, an Stelle von Güte war gläsernes Eis, — so blieb das meiste, was wahr und ewig in der Schönheit ist, unsern Flügen zu sehen versagt, denn diese hatten sich an die zufälligen Konturen gewöhnt, welche die Grenzen bedeuten zwischen Licht und Schatten. Schönheit bestand nur mehr in Form und Farbe, nicht mehr in Inhalt und Wesen. In einer Form und Farbe aber, die nicht einmal aus dem Wesensinhalt der Dinge und Menschen, nicht aus voller, natürlischer Sonnenbelichtung, sondern aus den Schattenwirkungen künstlichen Lichts entstanden war. Dazu die dünne, flimmernde, das Fluge nartende, ermüdende Luft. Und die Folge: Form und Farbe ohne das Bleibende aller Schönheit, ohne das über jene hinausgehende innerster Wahrfähigkeit und Übereinstimmung stumpfen rasch ab. Das Fluge war genügt, häßlich zu finden, was früher Bewunderung

erregt, zu lästern, wo früher angebetet ward. Für den Idmenschden Ursache genug, Angebetetes, wo es Hindernis wurde, in den Kot zu werfen. War dies aber ein einziges Mal ertet geschieden, so versank auch der Begriff von Schönheit als solcher in den Abgrund des Sinnentaumels, in dem sich der Mensch der Schönheit gar nicht mehr bewußt zu werden vermag, weil er in gewissen ihrer Wirkungen, den rein sinnlichen Reizen, aufzugehen verdammt ist. Dahin hatte die „Gesellschaft“ den Menschen gebracht; entweder rohes Verschlingen oder leibförmiges Gespöle — gefäßiges Sattwerdenwollen oder diebisches, Perverstalten, der Übersättigung dienendes Nippen, immer aber Häßlichkeit, Lüge, Gemeinheit. —

Geistigkeit war zu Gelstreicherei, Kunst zu häßlicherender Deforderung geworden; alles hing in Begriffen, alles vergitterte die Linie und Farbe, berauschte sich an Worten und nied, verschmähte dabei mit bis zur Selbstentwurzelung gebender Folgerichtigkeit Wesen und Inhalt, letzte Erfüllung der Menschen und Dinge. Daher unsere brutale Sprache, unsere Einschnitten in Realismus, Naturalismus, Impressionismus usw. und daher endlich die Unfähigkeit zum Pathos einer Kultur, zur tiefinnersten Eingriffenheit im Kunstwerk und durch das Kunstwerk, zum restlosen Flusdruck für eine gewaltige Erlebnisraft.

Wir haben uns gerührt, in belliger Kulturmission Sendbote der Gottheit zu sein, und versagten in den meisten Dingen der Kultur. Wir spotteten der Zivilisation fremder Völker und ahnten nicht, daß wir uns, die Nation der Maschinen und Außerlichkeiten, damit selbst verhöhnten. Wir erkannten nicht, daß die Zivilisation der Andern in einer alten Kultur wurzete, die unsrige aber die dünne Wurzel des Unkrauts besaß, daß jener Außerlichkeiten ähnlichen Geschehen entsprangen wie die graziösen Formen unserer eigenen Vergangenheit, der Biedermeierzeit usw., daß aber die unsrigen nur Form ohne Kultur, übersteigerte Konvention waren. Geistigkeit, Schönheit, Wahrfähigkeit mudten hier ausgeschlossen bleiben, herein konnte nur, was künstliches Licht ertug und unter der Brutalisierung der Natur gedehen konnte. In all der Vernichtung, dem Zusammenbruch unserer Menschlichkeit aber, in allem Jammer und erbärmlichen Kettfeizerfall von Geist und Seele ist die verschwendetste reiche Hülle, der kosmische Stoff geblieben, der nun, nachdem Sonne uns wieder durchflutet, nach neuem Inhalt begehrt, samendurstig und ernteverheißend.

Offen sind die Flderfurchen, die Erde duftet Fruchtbarkeit, Hände zittern in Befruchtungsfreude — — — säen wir eine Kultur, die nicht untergehen kann, weilab von allem reinen Formen- und

Farbenhult, von Außerlichem und Konventionellem, das Wesen der Dinge und Menschen verbindend und Werte schaffend, in deren Inhalt sich die Dreieinigkeit von Geist, Seele und klarbewußter Sinnlichkeit von Wahrheit, Güte, Schönheit erfüllt.

Nicht so unbedingt, wie bei der Persönlichkeitskultur, aber doch äußerst wichtiger Bestandteil auch der Gesellschaftskultur ist die Erkenntnis der Arbeitspflicht, die Erkenntnis der Arbeit als Lebenswert an sich und nicht mehr als Mittel zum Zweck — als Lebenswert im Dienste des jeweiligen Arbeitswerkes und Arbeitswertes. Diese Erkenntnis wurzelt im tiefsten Problem der Menschheit: im Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft. Dieses Problem stellen, heißt aber auch schon die Berechtigung der alten, Arbeit und Arbeiter verbindenden Gesellschaftsethik verteidigen. Und heißt andererseits den Willen zur Wahrheit und wahrhaftigen Bewertung dessen, was außerhalb unserer Persönlichkeit liegt und uns bisher fern blieb, bejahen. Es bildet einen Hauptbestandteil unseres Gesellschaftslebens und berührt das Schicksal unserer Zukunft als Einzelwesen wie als Gemeinschaft auf das tiefste. Haben wir also den Mut, es zum Kernpunkt unserer Gesellschaftsgesetze zu machen und den nächsten, die Lösung des Problems erst ermöglichenden Schritt zu tun: die Frage reiner Menschlichkeit in der Gesellschaft herauszuheben aus dem Rahmen althergebrachter Formalitäten und in sorgsamer Pflege der eigenen Wahrhaftigkeit den Menschen zu suchen und an uns zu fesseln, an dem wir bisher wie an einer Wertlosigkeit vorbeigegangen sind. Das Problem: Persönlichkeit oder Gemeinschaft, Persönlichkeit im Dienste der Gemeinschaft oder Gemeinschaft im Dienste der Persönlichkeit kann nur so eine natürliche Lösung finden.

In der wahrhaftigen Erkenntnis des Menscheninnersten ist die Bereitschaft zum Guten, zu seiner Betätigung und seinem Verstandnis, enthalten. Folgen wir den Spuren, die der Wille zur Wahrheit gegangen ist und begreifen wir als erstes, daß unsere Güte es uns verbieten muß, einen Menschen auszunutzen. Dann werden wir ganz von selbst in dem uns Wesensverwandten den Freund, in allen aber Gleichberechtigte, unserer Gesellschaft Würdige sehen. Wir haben die Beziehung gefunden, die in jedes Menschen Seele zur Arbeit und zur Form besteht — wir haben das Wesentliche erkannt, das den Menschen hinaushebt über den Schein, in dem er vor uns steht, über die Linien, die seine Person im Sonnenlicht hinterlassen. Und wie wir diese Linien, als gewissermaßen die äußerlichen Ergebnisse seines Arbeitstuns, als sekundäre Merkmale seiner Persönlichkeit künftig verstehen und achten werden, ebenso werden wir seine Güte anerkennen und mit ihr

zusammen den Weg höchster Duldsamkeit betreten. Güte aber tötet Sklaverei jeder Art. Außerliche und innerliche. Damit wird der Abgrund überbrückt, die Hindernisse werden weggerräumt sein. Tageslicht wird vor Täuschungen und falschen Spiegelungen bewahren, Klarheit in die Beziehungen der inneren Menschen bringen. Wir werden die Vorgänge in den Fingern sehen und verstehen lernen, ihre Bedürfnisse kennen und durch unsere Güte zu Helfern werden in großen Genesungsprozessen der zu Tode gekehrten Welt.

Mit der Bewertung jener aus falschen Projektionen gewonnenen Linien und der in künstlichem Lichte erscheinenden Farben treten neue Schönheitsbegriffe in unser Dasein, die sowohl Form und Farbe, als auch Wesen und Inhalt umfassen — Form und Farbe also nicht mehr allein, sondern in wahrhaftiger, realer Übereinstimmung mit Wesen und Inhalt. Wir werden uns erfüllen lassen von der ganzen Schönheit, sie mit Seele und Sinnen, ja mit dem Geist in uns aufnehmen und in unserer Begriffenheit ein Erlebnis von lebendiger Dauer haben. Und werden in dieser Einheit mit dem Kunstwerk selbst zu verbenden und schöpferischen Trägern aller Kunst, der Kunst in allen ihren Äußerungen. Damit ist gleichzeitig die besondere Stellung auch zur Form, die ja das Gesellschaftsleben nach außen bestimmt, gegeben. Es ist selbstverständlich, daß auch die Form nicht leiden darf; nur darf sie nicht zum alleinigen und vor allem nicht zum innerlich unwahrbaren Bestimmungselement der Gesellschaft werden. Sie soll also in organischer Entwicklung aus dem Wesen und Inhalt des Menschen heraus zu einem Wesensbestandteil desselben werden, wo sie bisher reine Außerlichkeit und Lüge war, nach denen die Gesellschaftswertung erfolgte. Diese Pflege wahrer Kultur wird sich in gerader Linie fortzusetzen haben zu den engsten Menschbeziehungen, dem Liebesleben.

Wo in Übereinstimmung der Erkenntnis von dem übergeordneten Wesen der Innerlichkeit auch die Außerlichkeit eine Rolle zu spielen berufen ist, wird diese Rolle nie in Mißbrauch mit übergeordneten Werten ausarten. Die Außerlichkeit wird ihre Reize zur Geltung bringen, wird anregend und erregend, wird selbst begeisternd, ja hineinziehend wirken wollen, aber hier wird sie Falschmünzerei treiben und etwas anderes sein wollen, als was sie in Wirklichkeit ist, denn sie hat diesen Schein nicht nötig. Sie wird Bestandteil der Persönlichkeit, niemals aber, wie bisher, die Persönlichkeit bedeuten. Ebenso wird das Urteil und die Begriffenheit des ganzen Menschen abhängig sein von der Übereinstimmung und Ergänzung der äußerlichen und inneren Menschenwerte. Wer ernstlich diese Übereinstimmung erstrebt, wird sie auch erreichen

können, denn die Welt erfüllt sich in Harmonien; was uns anders erscheint, ist entweder ein künstliches Produkt oder der Widerhall unserer eigenen, noch nicht in Übereinstimmung gebrachten Persönlichkeit. Damit ist natürlich der Genuß auch einseitig künstlerischer Werte nicht ausgeschlossen, daß wir Freude und Begehnen, ja Begeisterung und Hingebensein empfinden von der Einwirkung auch durch Außerlichkeiten. Nur nicht Erschöpfung unserer Bedürfnisse, Aufgeben und Verlieren in ihnen darf die Folge sein. Damit ergibt sich für die Gesellschaftsethik ein volles Nebeneinander der bisherigen, nur entsprechend modifizierten Fiktionen auch der Erotik: des Flirts und der Großen Liebe, der restlosen Ergöttheit des Menschen. Der Flirt darf — ich weise auf mein Buch: „Neue Wege für die Frau“ bei Reinhardt-München hin — „nicht mehr Sosein und Lüge bedeuten und mit heiligen Dingen spielen, — er soll zum anregenden, leichtesten Turnier derjenigen Eigenschaften werden, die nicht schicksalbestimmend sind und in die Menschheitsböden führen. Er wird Flirt und Können in Spiel und Sport pflegen, wird Will und Schlagfertigkeit des Geistes zum Gegenstand seiner Genüsse und Befriedigungen machen und nicht weniger seßhaft und nicht mehr sein wollen, als er tatsächlich ist. Die große Liebe wird aber aus dem Sturm und Drang, aus der mystischen Einseitigkeit oder dem Überschwang der Ersten Liebe, aus dem gefälligen Liebespiel oder aus der in prüfender Beschränkung betätigten Neigung des Herzens und der Seele hervorgehen. Und wird unter Überwindung der Hindernisse und Formallisten einer zugrunde gegangenen Formenepoche sich durchzuringen den Willen und die Kraft haben zur restlosen Übereinstimmung von Seele und Sinnen, zur beglückenden Betätigung dieser Übereinstimmung“. Wir aber werden nach neuen Gesetzen diese neuen Werte zu beurteilen haben und werden diesen Urteil lediglich die drei Dinge zugrunde legen, die richtungsweisend in ihrer Dreieinigkeit auch für unser eigenes Leben sind: Wahrheit, Güte, Schönheit, — Geistigkeit, Beeseitheit, und natürliche Sinnlichkeit.



Erziehung zum Gemeinsinn.

Von Dr. Georg Hoffmann-Dresden.

Die Menschen werden noch zum großen Teil in irdigen Eindrücken großgezogen, nicht aber in Naturwahrheiten. Der Irrtum, daß der Mensch „göttlichen“ Ursprungs sei, daß sein Leben vom Willen eines irdischen allmächtigen geistigen Wesens abhängt, be-

dingt sei, und daß man durch den Glauben an „Gott“ und „Gottes Bohn“ von den niederen „sündigen“ Trieben erlöst werden könne, hat schon unendlichen Schaden unter der Menschheit angerichtet. Irrtümer können aber nur durch Unterdrückung von erkannten Wahrheiten, durch Gewalt aufrecht erhalten werden. Sie bringen den Menschen nicht zur Erkenntnis seiner wirklichen, seiner wahren Natur, sondern zur Überschätzung seiner Gehirnprodukte, seines Denkvermögens, zu Übertreibungen seiner niederen, tierisch-egoistischen Lebenstriebe und damit zu Reibungen mit seinen Mitmenschen, wie auch zu Reibungen und Schädigungen seiner eigenen Organe.

Vor allem ist es notwendig, die Wahrheit den Menschen beizubringen, daß sie sich aus dem Tiere entwickelt haben und — wie das Tier — noch ihren niederen Naturtrieben tierischlos nachzuleben trachten; daß sie noch nicht das Tier in sich überwunden, noch nicht durch die Vernunft beherrscht gelernt haben. Das Denkorgan, das Gehirn, das die Vernunft (den „Geist“) hervorbringt, steht noch auf einer verhältnismäßig niederen Entwicklungsstufe, weil eben diesem Geistesorgane noch immer die irdischen Einbildungen und Vorstellungen aller, noch auf kindlicher Entwicklungsstufe gestandenen Völker hineingeblendet werden. Auf dieser noch kindlich-tierischen Entwicklungsstufe folgt der stärker entwickelte Mensch tierischlos seinen Triebkräften, seinem Ernährungs- oder Nährtrieb und seinem Fortpflanzungs- oder Geschlechtstrieb. Es herrscht dabei noch das „Naturrecht des Stärkeren“ im Kampfe ums Dasein — trotz aller in der Zivilisation geschaffenen Sitten- und Staatsgesetze.

Wie das Kind in seinen Phantasien sein Denkvermögen übertreibt, so übertreiben auch die heutigen Menschen noch ihr Denken und Tun im Glauben an ihre Fähigkeiten und an ihre Naturrechte. Sie gehen dabei in die Irre und kommen zu Reibungen und Kämpfen mit ihren Mitmenschen. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt“, das heißt aber nur, so lange er über die ihm nun einmal gesetzten Grenzen seines Erkennungs- und Begriffsvermögens hinaus strebt.

Wird dagegen dem Menschen von Jugend auf zur Erkenntnis gebracht, daß er nichts weiter als ein höher entwickeltes Tier ist, das sich erst durch weitere Ausbildung seines Denk- oder Geistes-

¹⁾ Es ist nachgewiesen, daß die Darmtätigkeit der Menschen mit der ihres tierischen, daß die Innenorgane derselben und noch ebenso gelagert sind wie die der höher entwickelten Tiere (Primaten). Insbesondere hat jetzt der Maler Ernst Klotz gezeigt, daß die Fortpflanzungsorgane des Weibes genau noch so angeordnet sind wie beim Verrückten. Siehe seine Schrift: „Der Mensch ein Verrückter“.

organs mittels richtiger Sinneswahrnehmungen, also durch Aufnahme von Wahrheiten und durch richtige Übung aller seiner Organe in der richtig durchdachten, durchgeistigten Arbeit zum eigentlichen Menschen emporzuarbeiten habe, dann wird er sich nicht mehr auf die Hilfe eines unsichtbaren, unerforschbaren Gottes verlassen, sondern sich eben im höheren Wissen von seiner „Natur“ selbst zu helfen suchen.

Wenn der Mensch weiß, daß sein Dasein eine natürliche Entwicklung ist, die von bestimmten gesetzlichen Naturkraftwirkungen auf das Stoffliche abhängt — und nicht vom Willen eines nur erdachten Flügels — dann wird er diese Naturwirkungen immer genauer zu erforschen und zu erkennen suchen, sich mit diesen „in Beziehung“ (religio = Beziehung) bringen und den als organisch, lebens- und entwicklungsfördernden Wirkungsweisen, also dem Guten und Rechten, folgen, das als organ- und lebensschädlich Erkante, also das Böse und Unrechte, dagegen zu meiden oder zu überwinden trachten.

Dabei wird der in Gemeinschaft mit anderen lebende Mensch erkennen, wie sehr sein Dasein auch von seinen Mitmenschen abhängt, daß er auf sie angewiesen ist, daß alle Menschenteile die gleichen, nur in ihrer Auswirkung verschiedenen starken Naturtriebe haben, denen sich der Einzelne anpassen hat. Das Wissen von der eigentlichen Menschennatur, von den gemeinsamen Trieben nach Lebensicherung, Lebenserleichterung und Lebensverbesserung, das Wissen von der gegenseitigen Abhängigkeit wird auch die durch Naturwahrheiten (in den Schulen und im weiteren Leben) ausgebildete Vernunft zur Einsicht bringen, daß der Einzelne ein Nichts ist, und daß er seine wahren Lebensvorteile am sichersten findet in den Vorteilen eines harmonischen Zusammenlebens und Zusammenarbeitens mit den anderen Menschen. Die „Sinn“ werden wahrnehmen, daß ein gemeinames Zusammenwirken und ein Beherrschen des höchstselbstlosen Selbsterhaltungstriebs innerhalb der Anpassungsgrenzen gegenüber den Mitmenschen organisch sind, mehr lebens- und entwicklungsfördernd wirken als ein fortwährender „Kampf ums Dasein“ in der gegenseitigen Beraubung durch rohe Gewalt oder List, Lug und Trug.

Durch sinnliche Wahrnehmung des Gemeinsamen und fortwährenden Hinweis darauf wird eben der Gemeinsinn entwickelt. Der Gemeinsein gründet sich auf der Erkenntnis, auf der Wahrnehmung von der wahren Natur der Menschen, von der gemeinsamen Abstammung und Entwicklung. Er wird von der höher (eben durch Naturwahrheiten) entwickelten Vernunft, vom

Wissen über die Lebenstriebe des Organismus nach einem harmonischen Ausgleich aller auf ihn und in ihm gegensätzlich wirkenden Naturkräfte geleitet. Ein „Organismus“ ist eben ein zusammengesetzter lebender Körper, der durch seine Organe die gegensätzlich auf ihn einwirkenden Kräfte harmonisch auszugleichen vermag, sich dadurch selbst am Leben erhält.

Erkennen wir (durch meist recht mühselige Untersuchungen) die in unserem Organismus ausgleichend und lebensfördernd wirkenden Kräfte und Stoffe immer mehr, so werden wir sie auch leichter beherrschen, in eine organ- und lebensgünstige Richtung zu treiben verstehen. Wir werden Herr über die aus uns wirkenden Naturtriebe werden, wie wir zum Teil Herr über die um uns, außerhalb unseres Körpers waltenden Naturkraftwirkungen in der Technik und in der noch rein äußerlichen sogen. Kultur geworden sind.

Sind wir Herren über unseren eigenen Organismus, halten wir uns in organ- und lebensgünstigen Grenzen, wissen wir, wie ein Organ vom andern abhängt, alle Organe die gegensätzlich wirkenden Kräfte und Stoffe ausgleichen, dann können wir auch eine größere Lebensgemeinschaft, eine Gemeinde, einen Staat, richtiger „organisieren“. Unser erweitertes Wissen über die Natur der Menschen, über die naturgesetzmäßigen Kraft- und Stoffwirkungen, von denen ein gesundes Menschenleben und seine Höherentwicklung bedingt sind, also das Wissen von den naturgesetzlichen Lebensbedingungen, wird uns auch befähigen, Lebensverhältnisse zu schaffen, in denen die Bedingungen für möglichst alle auch wirklich erfüllt werden.

Der aus dem Menschentiere durch wahre Innenkultur höher entwickelte wirkliche Mensch wird den in der rohen, unkultivierten Natur vorhandenen Kampf ums Dasein nicht mehr im rücksichtslosen „Naturrecht des Stärkeren“, in der Bekämpfung seiner Mitmenschen zur Erlangung von Macht und Lebensgenüssen (meist falschen, organschädlichen) führen, er wird gegen den krasen Egoismus des Tiers im Menschen und gegen die Schädlichkeiten der vorgehenden Natur (des Klimas, der Krankheitsreize usw.) ankämpfen. Die Menschen werden immer mehr nach einer böhenmenschlichen Lebensführung streben, in der die durch geistige Körperarbeit alle Organe in Übung erhält und vervollkommen. Die den Körper gesund erhaltende, ertüchtigende Arbeit aller Organe, insbesondere die Handarbeit, auch die „grobe“, soweit sie für die Flügelnheit lebensnotwendige und lebensverbessernde Produkte erzeugt, wird dann auch von den „Gebirnarbeitern“ (Geisteswissenschaftlern) nicht mehr als menschenunwürdig ange-

sehen werden. „Unwürdig“ ist die Arbeit, die Lebensschädliches oder Unnützes hervorbringt (Schundliteratur, sittenverderbliche Schausstellungen, viele sogen. Hell- und Schönheitsmittel, Überlieferung alter Irrtümer, irreführende Phantasien usw.).

Die durch vertieftes Wissen gebildete höhere Vernunft wird eben die bloßen „Gefühle“ (die sogen. Liebe usw.) und Naturtriebe in bewußten Gemeinsinn überführen. Der Mensch hat sich ja zum „Gesellschaftstiere“ entwickelt und in seiner langen Entwicklungszeit den Wert des Zusammenhaltens im Kampfe ums Dasein erfahren. „Soziale“ Instinkte sind ihm anvererbt, und zum Gemeinsinn ist nur ein Schritt weiter in der Gehirn- und Vernunftentwicklung nötig. Man könnte den Gemeinsinn als die sinn-, verstandes- und vernunftgemäße „Menschenliebe“ betrachten, die nicht mehr nur „gefühlsmäßig“ ausgeübt wird und so oft dabei in die Irre geht. —

In unseren Wissenschaften haben wir bisher mehr das Unterscheidende, das Trennende in den beobachteten Dingen und Vorgängen, mehr das Äußere erkannt und gelebt. Möge nun der Jugend mehr das Zusammenhängende, das Voneinander-Abhängige, das Gemeinsame in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit beigebracht, dadurch der Gemeinsinn geweckt und im Zusammenhang des ganzen Volkes gepflegt werden!

Das Streben nach der Überwindung des Menschentieres, nach Befreiung der naturgesetzmäßigen Wirkungsweisen der Kräfte und Stoffe, die unser Leben bedingen, das Streben nach der Erfüllung dieser Lebensbedingungen¹⁾, nach der Entwicklung zu wirklichem Menschentum, das sei unser „Ideal“. Und der gegenseitige Menschheitsdienst in Beziehung zu den naturgesetzmäßigen Lebensbedingungen im allgemeinen Gemeinsinn, das sei unsere „Religion“.



¹⁾ In meiner Schrift: „Die wahre, die Wahrheitreligion“ sind diese genauer angegeben. Sie ist erschienen 1914 im Hephaistos-Verlag, Hamburg 26, Grisestraße, (Preis 1 M.). Die Beziehung zum Gemeinsinn behandelt mein Buch: „Die Kulturtafel“, im gleichen Verlag. (Preis ca. 2 M.) Besprochen in den „Sonnenstrahlen“ vom Februar 1920.

Milderung der Klassengegensätze.

Von Dr. Mittermayr, Or. Dresden.

I. Teil.

Motto: „So klart sich mir das Lebens dunkle Schrift,
Nicht mir gehöre ich. Denn alles Sein
Ruht nur im Ganzen. Nichts ist es allein.“
Gyula.

Die Aufgabe lautet:

„Was hat zur Milderung der Klassengegensätze zu geschehen, welche heute die aufeinander angewiesenen Kreise unseres Volkes weit mehr trennen, als in den natürlichen Verhältnissen begründet ist?“

Die Aufgabe der Milderung der Klassengegensätze liegt auf wirtschaftlichem und rein menschlichem Gebiete. Was bisher zur Lösung angestrebt wurde — sei es durch die Gesetzgebung oder auf dem Wege der Freiwilligkeit —, erfolgte vorzugsweise in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht. Hierin dürfte wohl auch ein Hauptgrund dafür zu suchen sein, daß trotz vieler Bemühungen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete die Unzufriedenheit in breiten Schichten unseres Volkes heute weit größer ist, als vor Jahrzehnten.

Wir haben uns in Deutschland viel zu sehr daran gewöhnt, die Milderung der Klassengegensätze fast ausschließlich von der Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter und von der Gesetzgebung zu erwarten. Die Zahl derjenigen, welche sich bewußt sind, daß in unserm Volke, das unter der Einwirkung der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht groß geworden ist, die Milderung der Klassengegensätze — mit demselben Bifer, wie in wirtschaftlicher und politischer Arbeit, sowie im Zusammenhang mit dieser — auch auf dem rein menschlichen Gebiete mit aller Kraft angestrebt werden muß, und daß es sich hierbei um eine allgemeine Kultur Aufgabe handelt, erscheint noch gering. Die Erkenntnis der überragenden Wichtigkeit dieser Kultur Aufgabe für unsere Nation in welte Kreise zu tragen, ist der Zweck des Preisausschreibens.

Die Stellung der Frage: Wie ist es gekommen, daß die zur Führung berufenen gebildeten Oberschichten unseres Volkes in so weitgehendem Maße die Führung mit den anderen Schichten verloren haben, wie es tatsächlich der Fall ist, muß bei gründlicher Bearbeitung auch die Wege erkennen lassen, die einzuschlagen sind.

Nach ich war zunächst der Anschauung, die rein menschlichen Gebiete mehr in den Mittelpunkt der Betrachtungen erheben zu müssen, kam aber im Verlaufe der Arbeit immer wieder auf die wirtschaftliche Natur der Frage zurück, den Begriff wirtschaftlich allerdings im weitesten Umfange aufgefaßt.

Wenn man unter Wirtschaft jede auf Befriedigung von Bedürfnissen gerichtete Tätigkeit versteht, und hierbei die geistigen Bedürfnisse neben die materiellen stellt, so gewinnt alle Betätigung der Menschen wirtschaftlichen Hintergrund.

Zur Klärung des Begriffes „menschlich“ kommt man am besten, wenn man ihn einerseits dem tieferen „tierisch“, andererseits dem höheren „übermenschlich“ oder „göttlich“ gegenüberstellt. Man entscheidet als menschlich unsere sinnhaften Schwächen und bezeichnet damit das, was uns näher dem Tierischen erscheinen läßt. Demgegenüber glaubt Verfasser in den rein menschlichen Gebieten, wie sie die Begründung der Preisaufgabe erwähnt, jene Fragen erkennen zu müssen, die uns über das Tierische empor zum Göttlichen erheben, also ethische Fragen.

Die Frage: „Was hat zur Milderung der Klassengegensätze zu geschehen, welche heute die aufeinander angewiesenen Kreise unseres Volkes weit mehr trennen, als in den natürlichen Verhältnissen begründet ist?“, schließt eine Menge von Vorfragen in sich, die erst zu überlegen sind, ehe an die Lösung der Hauptfrage zu denken ist.

Diese Vorfragen sind:

1. Was sind Klassengegensätze?
2. Müssen Gegensätze trennend wirken?
3. Worin bestehen die Klassengegensätze und woher kommen sie?
4. Sind sie in den natürlichen Verhältnissen unabänderlich bedingt?
5. Bestehen sie heute mehr als früher, warum, oder werden sie nur mehr empfunden?
6. Sind die Menschen heute mehr aufeinander angewiesen als früher und warum?
7. Werden die Menschen durch die Gegensätze mehr getrennt als früher und mehr, als in den natürlichen Verhältnissen begründet ist?
8. Trennen die Gegensätze nur unser Volk, oder auch andere, und gibt es Völker, welche sie nicht kennen?

Gegensätze sind Verschiedenheiten von Evidenzen, die bewußt empfunden werden. Als Klassen bezeichnet man Mehrheiten von Evidenzen oder Gebilden, die bestimmte Eigenschaften gemein haben. Klassengegensätze im vorliegenden Sinne sind also Verschiedenheiten in den Lebensbedingungen ge-

wisser Gruppen von Lebewesen, die sich dieser Verschiedenheiten sowie des gemeinsamen Empfindens bewußt sind.

Es fügt sich zunächst allgemein, müssen Gegensätze unter allen Umständen trennend wirken? Darauf ist zu bemerken, daß Gegensätze sehr wohl nebeneinander bestehen können, ohne trennend zu wirken; es gehört dazu noch der Umstand der Unzufriedenheit der einen Klasse, die sich gegenüber einer anderen, ihr bevorzugt erscheinenden zu Unrecht benachteiligt fühlt.

Worin bestehen die Klassengegensätze?

Der hauptsächlichste dieser Gegensätze liegt zweifellos in den wirtschaftlichen Unterschieden der Menschen und drückt sich kurz, wenn auch nicht ganz richtig, aus in den Worten reich und arm, oder besitzend und besitzlos.

Eng an den wirtschaftlichen Besitz knüpft sich der geistige, der nach dem Sprachgebrauch durch die Ausdrucke gebildet und umschrieben bezeichnet wird.

Unter Umständen am schärfsten trennend wirken religiöse Gegenstände, deren Extreme mit fanatisch, fromm und freigeistig gegeben sind.

Nicht viel weniger trennend wirken die politischen Gesinnungen, die in den verschiedenen Abstufungen durch die Stämme-, National-, oder Rassenangehörigkeit, durch wirtschaftliche, geistige und religiöse Verhältnisse beeinflußt werden.

Die Standesangehörigkeit, zu welcher viele Menschen sich freiwillig oder unter einem gewissen Zwang zusammen geschlossen haben, kann ebenfalls Klassengegensätze verursachen.

Zu diesen durch äußere Verhältnisse bedingten Gegensätzen treten noch ein paar andere hinzu, deren einer ausschließlich durch die Natur der Menschen bedingt ist und sich aus dem Geschlechtsunterschied entwickelt hat, während der andere teilweise in der Natur der Einzelnen, teilweise in der Erziehung begründet ist, d. i. der Charakter der Menschen.

Alle diese Gegensätze betreffen sich aber so vielseitig, daß es kaum möglich ist, sie vollkommen von einander zu trennen, sie lassen sich aber zum großen Teile auf wirtschaftliche Verhältnisse zurückführen.

Woher kommen die Gegensätze?

Durch günstige Umstände erlangte Eigenschaften haben seit Beginn der Entwicklung des Menschengeschlechtes dem Einen mehr Kraft und Gewandtheit gebracht als anderen, und er benutzte diese im Kampfe ums Dasein, indem er den Schwächeren zuerst vielleicht auftraß, später zwang, Arbeit zu leisten, ihn zum Sklaven machte. Der Stärkere ward durch den Zufall stark und erreichte

damit eine wirtschaftliche Überlegenheit. Diese Überlegenheit dauerte aber nur solange, bis über den Staat ein noch Stärkerer kam, und nahm mit zunehmendem Alter und Verfall ab.

Die Menschen leben unter sehr verschiedenen Verhältnissen, und die unter schwierigen Bedingungen überhaupt ausbleibenden gewonnen, durch die Not gezwungen, allmählich mehr Widerstandskraft und Erfahrung und damit eine gewisse Überlegenheit gegenüber denen, die bei leichteren Lebensbedingungen sich erhalten konnten. Diese allmählich zu einem körperlichen und geistigen Schatz angewachsenen Erfahrungen lernten sie auf ihre Genossen und Nachkommen übertragen und erwarben damit eine dauernde Überlegenheit, d. i. Macht, in und für ihren Stamm. Aus diesen Umständen hat sich im Laufe der Zeit das Verhältnis der herrschenden zu den beherrschten Klassen in all den vielfachen Abstufungen herausgebildet.

Die Natur des Menschen ist nun auch insofern verschieden, als der eine sich begnügt, wenn er nur seine wichtigsten Bedürfnisse befriedigen kann, wogegen der andere den Drang nach weiterer Entwicklung in sich fühlt. Diesem Drange kann er um so leichter nachgehen, je weniger er sich um die bloße Erhaltung des Lebens zu sorgen hat; es bleibt ihm mehr Zeit an das zu denken, was sein Geist begehrt, er kann mehr und mehr sein Wissensbedürfnis befriedigen. Wissen ist Macht!

Da nun der Besitzende, dieselbe körperliche Entwicklung vorausgesetzt, ungleich leichter die Möglichkeit hat, sich Wissen anzueignen, so gewohnt er dem wenig Besitzenden gegenüber einen Vorsprung, der sich bei entsprechender Verwertung von neuem in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen geltend macht. Der Unterschied im Wissen und Können wirkt also gewissermaßen potenzierend auf die wirtschaftliche Entfernung der Menschen. Er kann es, muß es aber nicht! Damit ist aber erklärt, daß die Gegensätze der geistigen Entwicklung im allgemeinen aus den wirtschaftlichen Gegensätzen herauswachsen.

Der Begriff Religion wird vielseitig erklärt. Dabei ist es auffallend, daß sich bei kaum einer anderen Religion so scharfe Gegensätze gezeigt haben, als innerhalb der hier hauptsächlich interessierenden christlichen Religionen. Diese durch verschiedene Bekehrnisse verursachten Gegensätze können nicht im allgemeinen Wesen der Religion begründet sein, sondern nur in der Organisation der Konfessions- und Kirchengemeinschaften; sie waren früher unter der Macht fanatischer Führer über eine blühhäufige Menge von ungleich größerer Bedeutung als heute. Hier haben die mit zunehmender Erkenntnis in anderen Lebensfragen gemachten Er-

fahrungen bereits eine Milderung und teilweisen Ausgleich herbeigeführt, und die fortschreitende Entwicklung der Menschheit wird diese Gegensätze noch weiter ausgleichen. In der Ausbreitung wissenschaftlicher Weltanschauung und deren Anwendung im Leben liegt die Lösung dieser Gegensätze.

Anders verhält es sich mit den politischen Gegensätzen; diese treten immer schärfer hervor, was noch keine Zeit so klar erkennen ließ wie die gegenwärtige. Politisch sein heißt im Grunde nichts anderes, als alle Mittel und Wege zum eigenen Vorteil auszunutzen bis zur äußersten Grenze der Macht. In der Politik hört jede Ethik auf, sie hat nur eine Grenze im Machtverhältnis; hat man sich darin geteilt, so ist der Erfolg meist das Gegenteil des Gewollten. Dies gilt sowohl in der Politik des Einzelnen, als auch der verschiedenen Parteien gegeneinander, und ebenso von den verschiedenen Staatsgebilden. Das Endziel jeder Politik sind Macht, also wirtschaftliche Fragen. Diese Art von Klassengegensätzen ist also wiederum mit den erstgenannten gleichartig.

Die Ständeunterschiede, welche etwa durch Arbeiter, Bauer, Bürger, Adelige, durch Beamte und Privatpersonen, durch Militär und Zivil, sowie durch Berufsgruppen gebildet werden, haben sich mit der zunehmenden Gliederung und der Wertabhängigkeit des Besitzes gemildert.

Die Vorherrschaft der Adelligen ist durch deren umfangreichen Eintritt in das Wirtschaftsleben und teilweise Vernachlässigung etwas geschwunden. Immerhin wurden denselben bis vor kurzem noch manche Vorteile eingeräumt, für die jede moralische Berechtigung fehlte.

Der nicht selten unechten auffallende Dünkel der Offiziere gegenüber den Zivilisten dürfte durch die lange Dauer und Folgen des Krieges vermutlich gemildert sein. Dagegen scheinen die Beamtentkreise und innerhalb dieser wieder einzelne Berufsgruppen und solche, die ein besonderes Examen hinter sich haben, sich durch engherzigen Kastengeist abheben zu wollen.

Im Hintergrund all dieser Sonderbestrebungen stehen aber zumeist wirtschaftliche Fragen, und wenn diese Gegensätze im allgemeinen auch nicht tief in unser Volksleben eingreifen, so werden sie vielfach doch als Klassengegensätze empfunden.

Alle diese Ständeunterschiede verschwinden aber gegenüber dem heute ausschlaggebenden Verhältnis der selbständigen Menschen zu den unselbständigen. Erstere sind die wenigen, die auf Grund ihres Besitzes ihr Leben unabhängig von anderen nach eigenem Willen gestalten können, letztere, und das ist die weitaus überwiegende Mehrzahl, sind jene, die so ziemlich

zeit ihres Lebens durch ihrer Hände oder ihres Kopfes Arbeit sich die nötigen Lebensbedürfnisse erwirken müssen.

Der wesentliche Unterschied liegt in dem „dauernden Muß“ gegenüber dem „freien Belieben“ des anderen, der trotzdem sehr wohl mehr arbeiten kann, als der dazu Gezwungene.

Was diesen Klassengegensatz verschärft, ist die Tatsache, daß es dem wirtschaftlich Unselbständigen trotz aller Tüchtigkeit nur in Ausnahmefällen möglich ist, sich zur Selbständigkeit emporzuarbeiten, und dies um so weniger, auf je höherem ethischen Standpunkte er sich befindet. —

Es mag hier am Platze sein, über einen in den letzten Jahrzehnten immer mehr auftretenden Klassenkampf zu sprechen, der bereits zum energischen Klassenkampf geworden ist. Es ist dies der Kampf der Fabrik-, Bergarbeiter u. dergl. um Erringung einer besseren Lebenshaltung. Fast in jedem anderen Berufe ist es dem einzelnen fleißigen und tüchtigen Menschen leichter, sich zu einer höheren Stellung emporzuarbeiten; bei der in den meisten Fällen einförmigen, geisttötenden Arbeit, die tagaus tagein die erforderlichen Handgriffe und trotzdem oft eine große Aufmerksamkeit erfordert, ist dies so gut wie ausgeschlossen. Im Gegenteil, nicht bloß daß der Arbeiter nicht vorwärts kommen kann, es wird ihm durch die mit der Zeit eintretende Stumpfheit fast zur Unmöglichkeit, andere Arbeit zu finden, wenn er nicht von vorne, beinahe wie ein Lehrling anfangen oder Tagelöhner-(Gelegenheits-)Arbeit übernehmen will.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn der Arbeiter gleichgültig gegen seine Arbeit wird und Erholung leider nur allzuoft in Alkohol, unnützem Spiel, schlechter Lektüre und noch schlechterer Gesellschaft sucht.

Die erstrebte kürzere Arbeitszeit bei mindestens gleichbleibendem Gesamtlohn hat den Zweck, dem Arbeiter neben mehr wirklicher Ruhe die Möglichkeit zur Verfolgung seiner persönlichen Wünsche, seien sie idealer oder realer Art, zu geben. Wenn man einerseits die Forderung des vollen Arbeitsertrages unterstützt, so ist andererseits auch wirklich tüchtige Arbeit zu verlangen, denn ein Erfolg ist nur berechtigt auf Grund geleisteter Arbeit. Wenn mit Recht für jeden Arbeiter ein Mindestlohn gefordert wird, der doch den Lebensunterhalt sichern muß, so ist es ebenso gerecht, ein Mindestmaß von geleisteter Arbeit zu verlangen.

Dies ist etwas, was von einzelnen und insbesondere vielen jungen Leuten durchaus nicht eingesehen werden will. Die Kriegerzeit hat ja leider gezeigt, wie unversättigte Forderungen von halbwillkürigen Menschen gestellt wurden, die nicht viel mehr als

nichts konnten, und die Genehmigung solcher Forderungen war eben nur möglich, weil die Kriegsgewinnler und Wucherer trotz allem noch zu ihrem Profit kamen. Wöhen die beiderseitige Unvernunft getrieben hat, erleben wir heute.

Der große, durch die Natur geschaffene Unterschied im Geschlechte der Menschen hat dem stärkeren Manne lange Zeit die Macht über das schwächere Weib gestattet. Zu einem wirklichen Klassengegensatz ist es aber erst in jüngster Zeit gekommen, seit durch die Schwäche des Unterhaltes die Frauen in weit größerem Maße zum unabhängigen Selbstverdienst gezwungen sind und damit dem Manne in früher allein beherrschten Gebieten Konkurrenz machen. Es sind also auch hier letzten Endes nur wirtschaftliche Fragen, welche diesen Klassengegensatz erzeugt haben.

Die Gegensätze der menschlichen Charaktere sind teils angeboren, teils anerzogen; also vererbt aus den Eigentümlichkeiten der Vorfahren oder angelernt aus der Umgebung. Welche Einflüsse bezüglich der angeborenen Eigenschaften hier auszuheben sind, dürfte sich z. Z. wohl noch unserer Kenntnis entziehen. Die Erfahrung zeigt aber, daß selbst günstigste Elternanlage nicht vor schlechten Eigenschaften der Kinder schützt und umgekehrt aus der Vereinigung manchmal minderwertiger Eltern tüchtige Menschen erwachsen können. Dagegen ist es unzweifelhaft, daß die angelernten Eigenschaften in weitestem Maße durch die ganze Umgebung, durch das, was das Kind sieht, hört und fühlt, beeinflußt werden, daß also Erziehung und Beispiel, Milieus und Ferneres, von größter Bedeutung sind.

Eine der traurigsten Charaktereigenschaften ist die Unehrlichkeit der Menschen gegeneinander. Es ist erstaunlich, mit welchen Kniffen und Lügen insbesondere im geschäftlichen d. i. wirtschaftlichen Verkehr gearbeitet wird, und alles hingegenommen wird, solange es nicht gegen die geschriebenen Gesetze verstößt. Bezeichnend ist die Tatsache, daß ein Milliardär aussprechen konnte: „Man verdient die erste Million nicht, ohne mit dem Finger das Zuchttausch zu streifen“. Übertroffen wird diese Unehrlichkeit nur durch den Gleichmut, mit dem sie allerorts hingenommen und erwidert wird. Wie weit wir darin sind, zeigt die traurige Notwendigkeit von Gesetzen über unlauteren Wettbewerb, Nahrungsmittelverschwendung und dergl. mehr.

Der Wucher, der von Kleinen und Großen mit den verschiedensten Bedürfnissen des Volkes und Heeres stattfindet, der sogar gegenüber dem im Felde stehenden Vaterlandverteidigern seine eiligsten Auswüchse treibt, zeigt einen moralischen Tiefstand

der Beteiligten, der nicht bloß Anlaß zu Klassengegensätzen, sondern zu Klassenhaß geben muß.

Verschränkt auf die Klassengegensätze wirkt recht häufig der Hochmut der wirtschaftlich höher stehenden und der auf höhere Bildung Eingebildeten, die Nichtachtung gegen den Untergebenen, die so häufige Vetternwirtschaft, durch welche der Tüchtige nur allzu oft zu Gunsten des Schmeichlers und Großsprechers beiseite geschoben wird. Es ist dabei kein Wunder, wenn die Zurückgesetzten in Gleichgültigkeit und passivem Widerstand erlahmen und in Klassengegensatz geraten.

Die Genußsucht der Menschen treibt nicht bloß den materiell Vermögenden zu Luxus in seiner Lebenshaltung, wodurch er den mit Sorgen ringenden Menschen erbittert, sondern durch sein Beispiel verführt sie ihn auch, Ansprüche zu stellen, denen er nur unter Vernachlässigung wichtiger Forderungen nachkommen kann und damit auf die Dauer in seiner Lebenshaltung tiefer sinken muß. Immer ist dieser Gegensatz durch die Unterschiede in den wirtschaftlichen Verhältnissen bedingt, oder wird durch diese verschärft. Nicht selten handelt es sich bei den Charaktergegensätzen um intellektuelle Güter, z. B. Gedanken- und Redefreiheit; doch auch dabei spielt in erster Linie der Umstand eine Rolle, daß der Mächtige und Herrschsüchtige sich in seiner Macht angegriffen fühlt und mit dieser auch wirtschaftliche Vorteile verlieren könnte. —

Sind die Klassengegensätze in den natürlichen Verhältnissen unabänderlich bedingt?

Alles was ist, ist natürlich geworden. Dies schließt aber nicht in sich, daß es notwendig so wie es ist, und nicht anders werden mußte. Die Natur hat Zeit zur Entwicklung, und wenn sich in deren Verlauf ergibt, daß sie unzureichende Wege gegangen ist, so muß sie sich allmählich verbessern, wenn das Produkt ihrer Entwicklung nicht Schaden nehmen soll. Solch ein unzweckmäßiger Weg scheint einzelnen vorgeschrittenen Menschen der zu sein, der zu den heutigen Klassengegensätzen in der menschlichen Gesellschaft geführt hat, und darum bemühen sie sich, den Gang der Entwicklung in andere Richtung zu lenken. (Fortf. folgt.)



Die Loge und die Frauen.

Von Dr. Dr. Berg, Or. Hannover.

Unter der gleichen Überschrift brachte Schwert Marie Sidonie Müller in den Nr. 4 und 5 beachtenswerte Aufsätze. In diesen wird gefordert, die Tüchtigkeit der Frauen für die Logen und ihre Bestrebungen ausgiebig zu verwerten.

Der „F. Z. F. S.“ hat sich seit seiner Gründung der Erkenntnis keineswegs verschlossen, daß nützbringende Kulturarbeit nicht geleistet werden kann, wenn zu der Arbeitskraft und Erfahrungserfahre von Männern nicht auch die gemüthliche Güte gebildeter Frauen hinzukommt. Diesen segensreichen Einfluß der Frau für die Logenarbeit zu gewinnen, gibt es bislang folgende Mittel:

Ein großer Teil der Btr. ist verheiratet. Ihre Zugehörigkeit zu einer Loge des „F. Z. F. S.“ läßt den Schluß zu, daß mehr, als es in den sogenannten Durchschnittsebenen üblich ist, ihre Gattinnen Anteil nehmen an den kulturellen Problemen, die die Btr. beschäftigen. Darüber hinaus aber auch pflegt der Btr. Freimaurer jederzeit willig teilzunehmen an der Besprechung von weiteren Lebensfragen, wenn ihn etwa seine Gattin dazu anregt. Er wird auch ernstlich bemüht sein, ihr Streben zu fördern. Was hier von der Gattin gesagt ist, beansprucht nicht mindere Geltung für Mütter, Schwwestern und Freundinnen bei unverbirrten Btr. In diesem Sinne glaube ich, mit keine Übertreibung zuschneiden können zu lassen, wenn ich behaupte, daß die Stellungnahme der Btr. in Diskussion, Beschluß und Ausföhrung von Logenangelegenheiten allgemein auch durch den Einfluß der Frauen geläutert ist.

Ferner finden regelmäßige gesellige Feiern statt, zu denen die Schwatrn hinzugezogen werden. Die Finmmut und Lebenswütrigkeit der Frauen insbesondere vermag so den leicht pedantischen Ernst der Männer über die Feter hinaus mit freudiger Frische für die Logenarbeit zu verbinden.

Schließlch werden auch im „F. Z. F. S.“ Schw-Logen veranstaltet. Bei diesen Arbeiten sind die Frauen ebenso tätig wie die Männer.

Der „F. Z. F. S.“ entbehrt also bei seinen Arbeiten keineswegs den wohltätigen Einfluß der Frau, und doch bedeuten diese „Arbeiten“ nicht den ganzen Komplex fern Tätigkeit, ja nicht einmal den wichtigeren. In Wirksamkeit tritt vielmehr die Loge erst draußen im großen Leben, und zwar umsomehr, je weniger dabei von Fern die Rede ist. Hier geht der Same nur Wirkens auf und bringt tausendfältige Frucht, mögen Männer oder Frauen die Gärtner sein.

Und dennoch hat die Schw Marie Sidonie Müller recht. Die Pforten der Loge sind den Frauen verschlossen. Sie haben keinen Anteil an den rituellen Gebäuden und haben keinen unmittelbaren Anteil an vielen schönen Lehren, die auch sie mit Erbauung und Nutzen etwa anbören könnten. Auch würden viele Frauen durch uneingeschränkte Beteiligung von großem Nutzen für die Loge sein. Außerdem geben manche Männer, die der Loge förder-

lich sein könnten, dieser verloren, weil sie sich scheuen, einer Vereinnung beizutreten, die in gewissem Umfang ein Stillstehen verlangt, das sie auch ihrer Ehefrau gegenüber bewahren sollen.

Deswegen fordert die genannte Schw: Man interessiere die Frauen für die Gründung von Frauenlogen, stehe ihnen bei der Gründung mit Rat und Tat zur Seite und nehme dann die Frauen, wenn sie sich in ihrer Arbeit als wertvolle und erwünschte Mitglieder für eine Männerloge erwiesen haben, in eine solche auf.

Die Erfahrungstatsache allein, daß bereits vor mehr als 100 Jahren ein deraartiger Versuch die nachteiligsten Folgen für die Logenarbeit gehabt hat, kann nicht genügen, um den Vorschlag jetzt abzulehnen. Was früher schädlich war, mag heute nützlich sein. Etwa damals gemachte Fehler können heute vermieden werden. Fündertseits zeigt die erneut erhobene Forderung, daß es sich bei dem Wunsch nach Aufnahme der Frauen in die Loge nicht um ein zeitlich eng begrenztes Verlangen, sondern um ein ernstes beharrliches Streben handelt.

Nur unter Berücksichtigung äußerlicher Gesichtspunkte jedoch kann dieser Wunsch nach Aufnahme in die Loge in Zusammenhang mit der modernen Frauenfrage gebracht werden. Nicht die doppelte Moral hat die Frauen von der Loge ferngehalten, nicht hat es an Verehrung und stibtiger Würdigung des weiblichen Geschlechtes gemangelt. Sondern die Tatsache, daß sich Männer und nicht Frauen hierzu berufen fühlten, führte zur Schaffung von Männerlogen. Zwar ist nicht zu bestreiten, daß sich in vergangener Zeit viele Menschen weiblichen Geschlechts in vielen Beziehungen in Abhängigkeit befanden. In ähnlicher Weise befanden sich jedoch auch viele Männer in Abhängigkeit. Das Weib hat, solange uns die Geschichte berichtet, immer einen segensreichen und gelegentlich auch unheilvollen Einfluß auf die Entwicklung von Völkern und Menschheit ausgeübt. Demgegenüber kann keineswegs behauptet werden, daß der Mann durch Kraft und Klugheit, die Frau aber nur durch etwa vorhandene Reize äußerlicher Schönheit gewirkt habe. Vielmehr pflegt körperliche Frumut der Frustdruck innerwohrender weiblicher Werte zu sein. Ihnen intellektuelle Eigenarten abzusprechen, liegt kein Grund vor. Fündertseits aber ist das Freimaurertum nicht aus einer goldenen Freiheit der Männer entstanden, sondern aus dem Gegenteil. Gerade weil die Männer sich in drückendster Unfreiheit befanden, haben sie die Logen begründet, um sich dem verbotenen und deswegen gefährlichen Streben nach Erkenntnis hinter den verschlossenen Logentüren widmen zu können.

(Schluß folgt.)



Oybin Lausitzer Gebirge bei Zittau in Sachsen.

Villa Friedenssune, hart am Walde gelegen, herrliche ganz neu eingerichtete Zimmer, für längeren Erholungsaufenthalt. Größtes Waldtheater Deutschlands, Konzerte und aller Komfort; hart an der Grenze der tschecho-slowakischen Republik gelegen. Näheres durch Br Emil Leubner, Oybin.